

Integration – Umgang mit Vielfalt

Kommt her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid....

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Schwestern und Brüder!

Ich beginne mit einem kleinen Abschnitt aus der Apostelgeschichte. Petrus hatte, so wird in Apg. 10 erzählt, den ersten „Nicht-Juden“, also einen Unbeschnittenen und Unreinen, den Hauptmann Kornelius getauft. Daraufhin wird Petrus vor die Kirchenleitung zitiert: „Es kam aber den Aposteln und Brüdern in Judäa zu Ohren, dass auch die Heiden Gottes Wort angenommen hatten. Und als Petrus hinaufkam nach Jerusalem, stritten die gläubig gewordenen Juden mit ihm und sprachen: Du bist zu Männern gegangen, die nicht Juden sind, und hast mit ihnen gegessen!“ (Apg 11,1f.)

Die Kirchenleitung empfindet schon das gemeinsame Essen als schwierig – von der Taufe ganz zu schweigen. Warum bloß? Gerade die Apostel, die Jesus ja nun noch selbst erlebt hatten, und doch eigentlich von ihm gelernt haben müssten, so stelle ich es mir zumindest vor, dass die Begegnung mit Fremden, mit den Randständigen, den Sündern etwas ist, dass die Gottesbeziehung nährt und überhaupt erst schafft! Dass gerade nicht das Unter-sich-sein und Bloß-auch-bleiben den Durst der Lebendigen stillt, sondern das bedingungslose Zugehen auf alle Menschen den Raum der Gottesbegegnung erst eröffnet. Warum also bloß soll Petrus sich rechtfertigen – und warum brechen die Apostel und Brüder nicht gleich in unbändigen Jubel aus, als sie die Nachrichten vernehmen?

Petrus berichtet, was sich zugetragen hat: von den Visionen, die er gesehen hat, von der Stimme Gottes, die zu ihm sprach, wie der Heilige Geist sich ausbreitete und er sich dachte: „Wer war ich, dass ich Gott wehren konnte.“ (Apg 11,17). Dieses Argument verfehlt seine Wirkung nicht: „Als sie das hörten, schwiegen sie still und lobten Gott und sprachen: So hat Gott auch die Heiden die Umkehr gegeben, die zum Leben führt.“ (Apg 11,18). Die Kirchenleitung ist quasi gezwungen anzuerkennen, dass Gott anderes, offensichtlich überraschendes im Schilde führt, als sie sich hat träumen lassen.

Ich sage das nicht so, um unsere Kirchenleitung zu schmähen – ganz bestimmt nicht. Ich sage das so, weil ich glaube, dass sich bereits damals etwas abgespielt hat, etwas ausdrückt von dem, was ich heute auch als bestimmte Schwierigkeiten beschreiben würde, die wir als Kirche und Diakonie beim Thema „Integration“ und „Umgang mit Vielfalt“ einfach haben. Wir sind da nämlich einerseits sehr gut drin, hoch professionell und engagiert – aber andererseits auch gar nicht. Aber bevor ich darauf zurückkomme, werfen wir einen Blick auf den hochprofessionellen und engagierten Teil.

Es dürfte kaum eine andere Institution in Deutschland geben, die sich so umfassend sowohl theoretisch als auch praktisch für die Integration einsetzt, wie Diakonie und Kirche. Mir fällt niemand anderes ein, der in einem solchen Umfang sowohl Diskussionsräume in Gemeinden, Akademien, Universitäten, usw. für diese Fragen öffnet, forscht, Grundlagen und Positionspapiere erarbeitet und ja wirklich weltweit vernetzt ist, als auch gleichzeitig konkrete

Hilfsangebote, Anlauf- und Beratungsstellen deutschlandweit unterhält, sich in vielen tollen Projekten engagiert für ganz konkrete gelingende Integration vor Ort.

Was tun wir hier in Hamburg – und was glauben wir, sind wichtige Grundvoraussetzungen für gelingende Integration?

Zuerst (Rechts-)Sicherheit. Menschen müssen wissen, wie ihre Zukunftsperspektiven sind: Ehrlich und zuverlässig. Verlässlich. Es macht einen Unterschied, ob man sagt, Du darfst eine gewisse Zeit hierbleiben, aber dann musst Du vielleicht, wahrscheinlich, eventuell wieder gehen. Oder ob man sagt: Jawohl, wir wollen und brauchen Dich – darum darfst Du hierbleiben. Wer von uns würde sich hineinhängen, verstehen wollen, sich engagieren und lernen, wenn er von vorneherein sicher weiß, es wird irgendwann das Damoklesschwert fallen – und die Abschiebung steht unmittelbar ins Haus. Und nichts kann ich tun, um das zu verhindern. Wir kennen alle die furchtbaren Berichte über die Familien, die seit Jahren bei uns im Land leben, die Eltern arbeiten, die Kinder gehen zur Schule – und dann werden sie doch plötzlich abgeschoben. Also: Rechtssicherheit – ohne dem geht eigentlich gar nichts.

Nun ist es aber ja tatsächlich so, dass auch in unserem Land diese Rechtssicherheit offensichtlich gar nicht so einfach herzustellen ist. Die große Zahl anhängiger gerichtlicher Verfahren, auch die Kirchenasyle legen beredt Zeugnis davon ab.

Was tun wir? Wir haben hier in Hamburg eine Vielzahl von Beratungsstellen. Eine der größten ist der flucht.punkt – der kompetent unabhängige Verfahrensberatung in und um das Asylverfahren anbietet. Dann haben wir spezifische Beratungsstellen, die bestimmte Zielgruppen als Klientinnen und Klienten haben, z.B. die Fachstelle Zuwanderung Osteuropa, die muttersprachlich EU-Zugewanderte berät – zumeist in Fragen der Krankenversicherung oder des Lebensunterhaltes. (Die Fragen haben sehr zugenommen, nachdem die Stadt Hamburg angefangen hat, „bestimmten Personengruppen“ die Freizügigkeit zu entziehen.)

Rechtssicherheit ist wichtig – aber für viele Menschen unter uns ist sie nicht gegeben. Dann gibt es natürlich diejenigen – und die sind ja deutlich in der Mehrzahl, für die die Rechtsituation klar und geklärt ist. Einmal diejenigen, bei denen final geklärt ist, dass sie bleiben dürfen. Das ist größte Gruppe, zu denen komme ich gleich. Dann aber natürlich auch diejenigen, bei denen eigentlich final geklärt ist, dass sie nicht bleiben dürfen, deren Asylantrag abgelehnt worden ist, oder die eingereist sind und erst gar keinen gestellt haben, diejenigen, die sich für das Leben in der Illegalität entscheiden, in dem sie sich z.B. der Abschiebung entziehen. Für uns ist klar, dass wir uns auch um diese Menschen kümmern müssen. Auch diese Menschen haben selbstverständlich Rechte! Sie sind nun einmal da – und wir gehen davon aus, dass die Anzahl dieser Menschen steigen wird, je rigider die Praxis im Umgang mit Flüchtlingen und Migranten in diesem Land wird. Und genauso, wie wir nicht zulassen können, dass Menschen auf dem Mittelmeer sterben, genauso wenig können wir – oft Familien mit Kindern – die lebensnotwendige Hilfe und Unterstützung verweigern. Wir unterhalten eine Arztpraxis – Andocken – für Menschen ohne Papiere. Eine richtige Hausarztpraxis mit gynäkologischem Schwerpunkt, in der alle Klientinnen und Klienten auch sozialarbeiterisch betreut werden. Auch der Umgang mit diesen Personengruppen gehört zu der Frage nach dem Umgang mit Vielfalt: Wir bräuchten viel mehr Orte, in denen diese Menschen in ihren Communities niedrigschwellig erreicht werden könnten, um sie im Sinne von self-empowerment zu stärken – und sie, wo es möglich ist an das Hilfesystem heranzuführen, oder sie

auch im Sinne ihrer Lebensperspektive ggf. bei einer Rückkehr zu unterstützen. Dazu haben wir auch über allerlei transnationale Programme Kontakte zu vielfältigen Partnerorganisationen und Einrichtungen – um gute und sinnvolle Perspektiven in den jeweiligen Heimatländern zu ermöglichen – aber natürlich nur, wenn das von unseren Klientinnen und Klienten gewollt ist.

Unsere Erfahrung ist, dass das Thema Rechtssicherheit das zentrale Thema ist für alles, was mit Integration zu tun hat. Alles Weitere kann – und muss auch – danach folgen, aber ohne die Rechtssicherheit wird es schwierig. Aber, wenn die Rechtssicherheit, und sei es auch nur vorläufig, da ist – was ist aber dann sinnvoll und nötig?

Auf einer ganz pragmatischen Ebene vier Dinge: Sprache, Bildung, Arbeit (und Wohnen).

In unserem Integrationszentrum bieten wir Sprachkurse und Beratung an – andere Träger tun das in dieser Stadt auch. Wir unterhalten viele Stadtteilmütterprojekte. Diese haben als Ausgangspunkt, Menschen aus den jeweiligen Communities auszubilden, wie das hier alles so funktioniert. Mit der Bildung, Kita und Schule, der Gesundheitsversorgung, dem Staat etc. – und dass diese ausgebildeten Stadtteilmütter dann dieses Wissen – niedrigschwellig – in ihren Communities verbreiten. Das funktioniert hervorragend. Eine Einrichtung, auf die wir auch ein bisschen Stolz sind ist die ZAA, die Zentrale Anlaufstelle Anerkennung. Da geht es darum, in enger Zusammenarbeit mit verschiedenen Kooperationspartnern, wie z.B. Jobcenter, der Agentur für Arbeit, Handwerkskammer, verschiedene Bildungsträger bei der Anerkennung ausländischer Abschlüsse zu beraten und zu helfen: Welche Qualifikationen für das Berufsleben liegen vor, was braucht es noch zur Anerkennung von Abschlüssen, welche Arbeit ist für diese Qualifikation angemessen etc. Auch eine sehr erfolgreiche Einrichtung – gerade im Zusammenspiel mit den kommunalen und anderen Einrichtungen – um Menschen schnell, angemessen und damit nachhaltig in Arbeit zu bringen.

Ein erstes Fazit: Für Integration – Umgang mit Vielfalt, braucht es zuallererst Rechtssicherheit für alle Beteiligten, und dann: Sprache, Bildung, Arbeit und Wohnen. Wissen wir – und machen wir gemeinsam mit allen anderen Menschen dieser Stadt, die in sozialen Fragen unterwegs sind, nach unseren Kräften. Die größte Herausforderung für uns liegt darin, wie Sie sich sicher gut vorstellen können, dass wir Menschen finden müssen, die in den Sprachen der Ratsuchenden in unseren Einrichtungen qualifiziert beraten und helfen können.

Wir nehmen wahr, dass auf gewisse Art und Weise unsere klassischen Arbeitsgebiete immer mehr verschwimmen. Was meine ich damit? Es ist noch gar nicht so lange her, dass unsere Arbeitsbereiche und Themen, die wir wahrgenommen haben und bearbeitet haben, tendenziell fein säuberlich voneinander getrennt waren. Da war Integration und Arbeit mit Migrantinnen und Migranten *ein* Thema neben Obdachlosenarbeit, Arbeitslosenhilfe, Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, mit Senioren, in der Pflege, Schuldnerberatung, Schwangerenberatung, Suchthilfe, Telefonseelsorge, um ein paar zu nennen. Das verändert sich zusehends – und zwar in dem Sinne, dass die Interkulturalität in alle Arbeitsgebiete Einzug hält und massiv zum Thema wird. Die Zielgruppen werden einfach „migrantischer“. Es gibt keinen Arbeitsbereich und kein Themengebiet mehr, bei dem die Frage nach dem Umgang und der Hilfe für Menschen mit Migrationshintergrund keine wesentliche Rolle spielt – in allen Lebensphasen und in allen Lebensbereichen.

Und dass das so ist, fällt ja auch nicht vom Himmel. Seit Jahren weisen uns alle demographischen Zahlen und Entwicklungen darauf hin, dass unsere Gesellschaft bunter wird. Auf einer Zukunftskonferenz vor ungefähr zwei Monaten zur interkulturellen Öffnung der Nordkirche – ich komme später darauf zurück – zeigte uns der Migrationsforscher und Soziologe Dr. Jens Schneider von der Universität Osnabrück, drei Megatrends auf, die sich unter uns ereignen:

1. Eine stetige Zunahme der Herkunftsländer, aus denen Menschen zu uns kommen.
2. Die (bisherige) Mehrheitsgesellschaft verliert ihre numerische Dominanz und es wird mehrheitlich Minderheiten geben und keine neuen Mehrheiten, und 3. die Vielfalt baut sich altertümlich von unten nach oben auf – sie entsteht weniger durch Zuwanderung, als vielmehr durch Aufwachsen der 2. und 3. Generation. Das führt automatisch zu multiplen Identitäten (Özil) und Verschränkungen in subkulturellen Milieus, und es führt auch dazu, dass die Frage nach dem Migrationshintergrund und ethnische Zuschreibungen an Aussagekraft verlieren.

Der Befund ist, dass wir längst nicht mehr in der migrantischen Gesellschaft leben, sondern in der postmigrantischen. Die Realität ist längst so, dass die Vielfalt und Buntheit da sind. Wir sind keine Gesellschaft mehr, die überwiegend aus sog. Biodeutschen besteht – und je eher wir uns daran gewöhnen, umso besser. Und das verändert natürlich massiv unsere Gesellschaft – und die Arbeit von uns als Diakonie und Kirche. Dazu nun einige Gedanken.

Wir haben uns angewöhnt, zu Integration und Inklusion zu unterscheiden – und dass wir uns das angewöhnt haben, zeigt schon etwas.

Die gesellschaftspolitische Aufgabe, Menschen mit Migrationshintergrund Teil unserer Gesellschaft werden zu lassen bezeichnen wir als „Integration“. Dem Wortsinn nach, integrieren – wiederherstellen. Soziologisch ist gemeint, das Wiederherstellen einer Einheit, eines Ganzen, die Vervollständigung eines größeren Ganzen. In einem anderen Bereich, der der Diakonie ja sehr am Herzen liegt, nämlich der Eingliederungshilfe, sprechen wir inzwischen von Inklusion, also dem Wortsinn nach dem Einfügen, das Einschließen von etwas in ein größeres Ganzes – im Gegensatz zum Ausschließen.

Zwei Paradigmen, die den Einzelnen im Verhältnis zum Ganzen im Blick haben – aber doch sehr unterschiedlich konnotiert und auch durchaus so unterschiedlich gemeint sind.¹ „Inklusion“ hat die sogenannte Teilhabegerechtigkeit im Blick – geht also davon aus, dass eine Gesellschaft dafür sorgen muss, dass alle Menschen das bekommen, was sie brauchen um wirklich gleichberechtigt mit-leben zu können, das BThG gibt ein beredtes Zeugnis davon. Es ist eine ressourcen- und stärkenorientierte Perspektive, die zugleich danach fragt, welche Hemmnisse es gibt, gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen an der Gesellschaft zu ermöglichen und diese abzubauen.

„Integration“ hingegen geht davon aus, dass es so etwas wie eine Norm gibt, an die sich „die zu Integrierenden“ anpassen müssen um vollgültiges Mitglied der Gesellschaft zu sein. Dazu sollen sie in den Stand versetzt werden – Sprache, Bildung und Arbeit. Es ist eine defizitorientierte Perspektive, und die Haltung ist eine grundsätzlich andere: Habe ich ein vermeintliches Ganzes – was auch immer das nun sei – im Blick, in das ich jemanden versuche

¹ Weniger im wissenschaftlichen als im populären Diskurs.

einzupassen und dafür fit zu machen – oder habe ich den Einzelnen im Blick und frage, was er braucht um möglichst selbstbestimmt gut leben zu können.

Mark Terkessidis, freier Autor und Migrationsforscher, hat beschrieben, „wie schwierig das Verhältnis zur Normalität der Einwanderungsgesellschaft in Deutschland ist. ... Im Grunde ist es so, dass die Einwanderungsgesellschaft in Deutschland immer im Ausnahmezustand konzipiert wird. Wenn Sie sich mal die Diskussionen über Einwanderung im deutschen Bildungsbetrieb angucken, dann haben wir in den 1970er Jahren über die »Gastarbeiterkinder« diskutiert, die als Quereinsteiger in die Schule kamen. Die wurden dann in den 1980ern zu den »Ausländerkindern«. In den 1990er-Jahren waren dann die Flüchtlingskinder die neuen Quereinsteiger, dicht gefolgt von den Kindern mit Migrationshintergrund. Und jetzt geht es wieder über die Kinder mit Fluchtgeschichten. Warum diskutieren wir nicht einfach über Kinder? Und warum wird nicht jedes Kind als Quereinsteiger betrachtet? Ja, das wäre das Einfachste. Stattdessen suchen wir immer wieder aufs Neue irgendwelche »Problemkinder«.²

Ich glaube, in genau dieser Frage, welches Paradigma denn nun gelten soll, mit welcher Haltung wir den Menschen mit Migrationshintergrund unter uns begegnen, eiert unser Land seit Jahrzehnten herum. Das betrifft die Frage, ob eigentlich eine reine Asylgesetzgebung angemessen ist, oder ob nicht ein Einwanderungsgesetz faktisch angemessener wäre. Das betrifft diese leidigen Debatten über „deutsche Leitkultur“, die nämlich versuchen, die Norm zu beschreiben, in die der oder die andere sich einfügen muss. Das betrifft 1000ende von Kindern und Familien, die seit Jahrzehnten in unserem Land leben und massiven Diskriminierungen ausgesetzt sind bis heute. Und die – oft auch in der zweiten und dritten Generation – sich nicht zu uns, diesem Land zugehörig fühlen. Und es betrifft die Frage, nach einer interkulturellen Öffnung in Gesellschaft, Kirche und Diakonie.

Eigentlich müsste das Thema heute morgen nicht heißen „Integration – Umgang mit Vielfalt“, sondern „Inklusion für alle – Vielfalt als gesellschaftliches Paradigma“. Was würde das bedeuten – ein Blick nach Außen und nach Innen.

Noch einmal Mark Terkessidis: „Wenn Sie heute an eine Grundschule etwa im Westen von Berlin gehen, dann springt ihnen die Vielheit ins Auge. Wenn Sie aber an der gleichen Schule ins Lehrerzimmer wechseln, dann ist oft von Vielfalt keine Spur mehr. Da ist Homogenität, da stammen die Leute aus einer bestimmten Schicht, haben eine bestimmte Hautfarbe und eine bestimmte Herkunft, da kann von Heterogenität keine Rede sein. Es sind aber die Lehrerzimmer, die dieser Tage der Vielheit der Gesellschaft nicht mehr entsprechen, die eine »Parallelgesellschaft« sind, und daran muss man etwas ändern.“³

Ein Paradigmenwechsel hin zur Gestaltung unserer Gesellschaft als inklusive Migrationsgesellschaft würde bedeuten, ernst zu machen mit dem Anspruch, in Behörden, Parlamenten, städtischen Einrichtungen ein repräsentatives Bild der Bevölkerung abzubilden. Ich sage nicht, dass sich dieser Anspruch sofort umsetzen ließe – aber das Ziel sollten wir nicht aus den Augen verlieren. Denn ich glaube, die Demokratie kann nur funktionieren, wenn alle Bevölkerungsteile angemessen repräsentiert werden, bzw. sich repräsentiert fühlen. Sie erinnern sich vielleicht an das berühmte sog. Böckenförde Diktum: „Der freiheitliche,

² Mark Terkessidis, Impuls in der Podienreihe Flucht, Migration, Integration, Deutscher Evangelischer Kirchentag Berlin-Wittenberg 2017, Dokumente, Gütersloh 2018, S. 376.

³ Ebd. S. 378.

säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Dieser Satz des späteren Bundesverfassungsrichters Ernst-Wolfgang Böckenförde aus dem Jahre 1976 (!) wurde lange und gerne von den Kirchen argumentativ in Stellung gebracht, um ihre Rolle im Gesellschaftsgefüge zu legitimieren. Und es stimmt ja auch: Unser Staat, wie er mit dem Grundgesetz verfasst ist, kann seine inneren Regulierungskräfte nicht selbst steuern, ohne entweder autoritär oder gar totalitär zu werden. Und ich glaube in der postmigrantischen Gesellschaft ist eben eine der wesentlichen Voraussetzungen des freiheitlichen, säkularen Staates, die Vielheit unserer Gesellschaft zur Geltung und zu ihrem Recht zu verhelfen – sie als vom Grundgesetz vorgesehen nicht als Fehler, Defizit, sondern als Chance und Reichtum zu verstehen.

Ich glaube, nur so lässt es sich hinbekommen, dass Kinder migrantischer Eltern wirklich zu gleichberechtigten Bildungschancen kommen, und Menschen mit ausländischen Namen nicht mehr seltener zu Vorstellungsgesprächen eingeladen werden. Ich weiß nicht, ob es sinnvoll ist, über Quoten nachzudenken – aber die Diskussionen und Folgen der unterschiedlichen Quotenregelungen in Bezug auf Gleichberechtigung scheinen mir zumindest gezeigt zu haben, dass es ohne nicht geht – und es bei Themen, die sich mit Teilhabe und Gleichberechtigung welcher Art auch immer beschäftigen, keine Selbstgänger gibt.

Und damit zum Blick nach Innen – auf Kirche und Diakonie. Was können und wollen wir selbst tun?

Einerseits natürlich all das, was wir bereits jetzt hochprofessionell und umfassend betreiben – ich habe es angerissen. Andererseits müssen wir uns die Frage gefallen lassen, wie es denn gleichsam mit unserem eigenen Paradigmawechsel aussieht – und da würde ich sagen, ist noch Entwicklungspotential.

Ich weiß nicht, wie es ihnen ging, eben bei den Zeilen von Mark Terkessidis über das Westdeutsche Lehrerzimmer in Berlin – ich musste unmittelbar an unsere Kirchengemeinderäte, unsere Synoden, unseren Aufsichtsrat, unsere Mitarbeitervertretung im Haus denke. Wir hier in der Nordkirche – und auch in Hamburg, immerhin das Tor zur Welt, sind ein sehr closed Shop – zusammengesetzt aus bestimmten und im Grunde homogenen Schichten und sogar oft auch Alterskohorten.

Die Nordkirche, bzw. ihre Kirchenleitung, hat einen Prozess der interkulturellen Öffnung für die Landeskirche eingeleitet – ich sprach eben schon von der Auftaktkonferenz. Und da ging es genau um diese Fragen: Wie kann so ein Prozess überhaupt designed, konzipiert werden – angesichts auch der Ungleichzeitigkeit der verschiedenen kirchlichen Einrichtungen und Ebenen: Unser Zentrum für Mission und Ökumene ist da natürlich ganz weit vorn. Die beschäftigen sich seit Jahren natürlich mit Interkulturalität und Interreligiosität. Auch die Diakonie hängt mit vielen Mitarbeitenden mit Migrationshintergrund und hohem fachlichen Know-How, Brot für die Welt und internationaler Vernetzung gar nicht so weit hinterher – aber in vielen Kirchengemeinden z.B. gibt es Gemeinden ausländischer Herkunft und Sprache – die den Kirchenraum für ihre eigenen Gottesdienste nutzen dürfen, aber mit der Kirchengemeinde sonst gar nichts zu tun haben. Auch viele dieser Kirchengemeinden haben Partnerschaften mit Gemeinden in der Fremde – aber die Fremden vor Ort tauchen in

unseren Gremien und Strukturen sehr selten auf.⁴ Nun gibt es natürlich auch Gegenbeispiele, und es gibt umfassende Austausch und Stipendienprogramme, Partnerschaftskonsultationen weltweit, interreligiöse Foren und Dialoge hier in Hamburg – aber vor Ort, im Quartier – da würde ich behaupten, sind sich unsere Kirchengemeinden und Einrichtungen größtenteils noch selbst genug. Und: Warum sollten sie daran, von sich aus, auch etwas ändern?

Wir haben damit eigene Erfahrungen gemacht, als Diakonisches Werk Hamburg: Seit Jahren versuchen wir das Thema Pluralität und interkulturelle Öffnung bei uns im Haus zu forcieren, diversity management, Änderung der eigenen Haltung etc. – und auch da machen sich die Ungleichzeitigkeiten fest: Während es für alle die Stellen in unserem Haus, die sich mit sozialer Arbeit und konkreter Arbeit mit Menschen beschäftigen unmittelbar ansichtig ist – verstehen zentrale Einrichtungen wie das Personalwesen und die Finanzabteilung eigentlich nicht, was dieses Thema sie angeht und warum sie sich mit so etwas wie „diversity management“ beschäftigen sollen. Und ich kann das verstehen: Ohne konkrete Erfahrung und ohne Notwendigkeit und auch Handlungsdruck bleibt die Bedeutung der Frage nach dem Umgang mit Vielfalt merkwürdig abstrakt, allen Zahlen und Untersuchungen zum Trotz.

Hinzu kommt ein zweites, und das erscheint mir bedeutsamer: Es scheint so etwas wie eine grundsätzliche Scheu des Menschen zu geben, sich auf anderes und fremdes offen einzulassen. Anders kann ich mir die Reaktion der Apostel und Brüder damals in Jerusalem nicht erklären. Und es ist ja auch einleuchtend: Identifikationsprozesse – also die Beantwortung der Frage wer ich bin und was mich ausmacht – geschieht natürlich wesentlich über Abgrenzungsprozesse. Es ist wohl viel einfacher zu sagen, was ich nicht bin, als positiv zu formulieren, wer ich bin, und was ich bin. Allzumal, wenn ich mir jahrelang die Frage nach meiner eigenen Identität gar nicht mehr richtig gestellt habe, ich sie mir nicht stellen musste, sondern sie als selbst-verständlich angesehen und sogar eher verschämt behandelt habe.

Ich will konkreter machen, was ich meine: Kirche – und insbesondere Diakonie, haben z.B. jahrzehntelang, als selbstverständlicher Teil der Mehrheitsgesellschaft, ihre kirchliche Identität damit begründet, dass ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ja Mitglied der Kirche sind. Sehr ähnlich den Aposteln und Brüdern übrigens. Aber das heißt, das Kirchliche erfuhr eine formale Begründung – und keine inhaltliche. Wie wir heute überall wissen und erfahren, sind Menschen aber, nur weil sie Mitglied der Kirche sind, keineswegs automatisch sprachfähig, was Fragen ihres Glaubens angeht, keineswegs automatisch darüber im Bilde, was Kerninhalte christlichen Glaubens sind, nur weil sie möglicherweise im Konfirmandenunterricht 15 Jahre vor ihrem Berufseinstieg etwas darüber gehört haben. Geschweige denn, dass sie automatisch, aufgrund ihrer Kirchenmitgliedschaft, eigene authentische Haltungen zu diesen Themen hätten, die sie kommunizieren könnten und über die sie ins Gespräch kommen könnten, wenn sie von Klientinnen und Klienten befragt würden.

Damit einher ging auch lange Zeit eine gewisse Verschämtheit, was unsere Kirchlichkeit, v.a. als Institution, angeht. Ich erinnere mich an Schulvorstellungen an kirchlichen Schulen, wo schon gleich zu Beginn gesagt wurde: „Ja, wir sind zwar eine kirchliche Schule, aber an sich macht das überhaupt keinen Unterschied, das ist gar nicht so wichtig.“ Ähnlich in vielen Beratungsstellen und den aus den Kirchengemeinden ausgezogenen Pflegediensten – die

⁴ Mich erinnert das immer ein bisschen an Asterix, bzw. den Greis Methusalix, der in dem Band „Das Geschenk Cäsars“ zu seiner Frau sagt: „Du kennst mich doch, ich hab' nichts gegen Fremde. Einige meiner besten Freunde sind Fremde. Aber diese Fremden da sind nicht von hier!“ S. 16.

Rechtfertigung des kirchlichen Engagements geschah oftmals und über lange Jahre über Selbstverzweigung dessen, was die eigene Identität im Kern und inhaltlich ausmacht!

Ich überzeichne vielleicht etwas, aber ich glaube in der Grundrichtung ist es so gewesen. Ich habe über mehrere Jahre das Wiedereintrittstelefon hier in Hamburg mit aufgebaut – also eine telefonische Wiedereintrittsmöglichkeit in die Kirche – und ich weiß nicht, wie viele Menschen mich anriefen, weil sie bei der Kirche arbeiten wollten, und nur dazu wieder in die Kirche wiedereintreten wollten. Dass diese Menschen nicht in erster Linie zu überzeugenden Glaubensbotschafter werden, die authentisch von der Schönheit des Glaubens erzählen, liegt auf der Hand. Und auf die Möglichkeit, wieder in die Kirche einzutreten, wurde auch zu meist nicht freudestrahlend und überzeugt hingewiesen, sondern auch eher verschämt, auch meiner Wahrnehmung und meiner eigenen Erinnerung nach, z.B. bei Kasualgesprächen, anlässlich von Taufen und Hochzeiten. Ich hatte immer das Gefühl, etwas irgendwie Unredliches zu tun: Die Leute kamen, weil sie den Segen Gottes haben wollten – und ich musste Ihnen erklären, dass es nur ginge, wenn zumindest einer in der Kirche sei. Ich kam mir dabei immer wieder vor wie der ADAC auf der Autobahn: Hilfe nur gegen Mitgliedschaft! Und dem dumpfen Gefühl, dass das irgendwie schwierig mit dem Evangelium zu vereinbaren ist.

Für unsere diakonischen Angebote haben wir dieses Evangelium für alle Menschen (ich erinnere an Barmen 6)⁵ zum Anschlag gebracht und verargumentiert, warum wir offen sind für alle, die Hilfe benötigen, grundsätzlich unabhängig ihrer Religionszugehörigkeit. Aber dafür, an Lebenswendepunkten gesegnet zu werden und bei uns hauptamtlich mitzuarbeiten haben wir institutionelle Bedingungen aufgestellt, die formal etwas absichern aber zugleich inhaltliche Fragen und Antworten nicht mehr wirklich nötig machen. Und wir Menschen und auch Organisationen sind ja durchaus so gestrickt, dass wir, wenn es nicht nötig ist, uns eher nicht mit Dingen beschäftigen...

Ganz davon ab, dass m.E. theologisch der grundsätzliche freiheitliche Charakter der Taufe doch stark gefährdet ist durch diese Praxis. Die Verbindung zwischen Taufe – und die begründet ja die Kirchenmitgliedschaft – und jedweden Konditionalzusammenhängen verbieten sich eigentlich theologisch. Aber das wäre vielleicht noch mal ein eigenes Thema wert...

Ich glaube, diese lange Phase, ich nenne es mal institutionellen Handelns und Selbstverständnisses, hatte ihre Stärke darin, Dinge und Verhältnisse klar regeln und bestimmen zu können. Wer gehört dazu und wer nicht? Wer darf etwas, und wer nicht? Wer ist für wen Ansprechpartner und für was zuständig? Das war und ist hilfreich und natürlich auch entlastend.

Aber ich glaube eben auch, diese Phase hat uns schlecht vorbereitet auf das, was kommt und schon ist. Denn Angst und Scheu, sich kulturell und religiös Anderem zu öffnen sind natürlich ungleich größer, wenn ich gar nicht selbst jenseits formaler Kriterien so genau beschreiben kann, was ich eigentlich persönlich glaube und meine. Denn ich riskiere, dass ein Teil meiner Identität als Leerstelle demaskiert wird. Als Leerstelle, wo vielleicht gar nichts ist, oder vielleicht etwas ist, von dem man (als kirchlicher Mitarbeitende) gar nicht so genau weiß, ob das institutionell-kirchlich überhaupt gedeckt ist und sein darf. Vielleicht ist das gar

⁵ „Der Auftrag der Kirche, in welchem ihre Freiheit gründet, besteht darin, an Christi Statt und also im Dienst seines eigenen Wortes und Werkes durch Predigt und Sakrament die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten **an alles Volk**.“ BTE 6.

nicht so, vielleicht merke ich erst im Gespräch mit anderen, wieviel ich doch selbst glaube und weiß – aber ich glaube die Angst davor, dass es anders sein könnte, dass sich große Leerstellen auftun könnten, ist sehr groß und verbreitet. Und diese Angst wird größer, je mehr man sich nicht mehr in einer Mehrheitsgesellschaft eingebettet weiß.

Inklusion – als Umgang mit Vielfalt, bedeutet also nicht nur, Vielfalt als Paradigma zu akzeptieren und zu gestalten, sondern es heißt auch, der ehemaligen selbstverständlichen Mehrheitsgesellschaft die Angst davor zu nehmen, etwas zu verlieren. Und diese Angst lässt sich, davon bin ich überzeugt, nur dadurch überwinden, dass wir anders und neu sprachfähig werden – zuallererst uns selbst gegenüber – und dann eben mit allen, die zu uns kommen und uns neugierig und aufgeschlossen befragen zu uns selbst.

Und darin liegt m.E. die eigentliche Pointe solcher Prozesse wie der interkulturellen Öffnung – nicht nur zu sagen, dass wir unsere Haltung anderen gegenüber freundlich und offen gestalten sollen und dass wir neben unseren Wahrheiten auch andere zu akzeptieren haben, die nicht weniger wert sind, sondern gleichzeitig, und schon vorher – auch wenn wir noch gar nichts mit „Fremden“ zu tun haben wie unsere Finanzabteilung – uns unsere eigenen Wahrheiten und Glaubensüberzeugungen erst einmal selbst wieder aneignen und gewissermaßen „personalisieren“.

Ich will verdeutlichen, was ich damit meine. Als ich noch Konfirmandenunterricht genossen habe, war der eigentlich wesentlich auf Vermittlung von Glaubenssätzen ausgerichtet. Auswendig lernen von Liedern und biblischen Texten, 10 Geboten etc. – mit einer Prüfung am Ende. Glücklicherweise hat sich die biblische Didaktik seitdem deutlich fortentwickelt und heute steht die Frage im Vordergrund: Was kann Glaube und Religion für mich bedeuten? Auch natürlich, was wird geglaubt, erzählt in der Bibel – aber immer mit dem Fokus, was kann das für mich heißen, was ist mir plausibel, was erscheint mir absurd, was ist einleuchtend und erhellend?

Für diese Auseinandersetzung müssen wir in unseren Einrichtungen, Diensten und Werken – aber ich glaube auch Kirchengemeinden, Räume und Erfahrungsmöglichkeiten öffnen. (Gleichsam für all die, die noch den alten Konfirmandenunterricht genossen haben.) Ich wünschte mir, dass unsere Mitarbeitenden, und zwar alle, nicht nur die „christlichen“, abends in der Kneipe, im Freundeskreis – oder bei der Arbeit – sitzen und nicht antworten: „Ach, ich weiß auch nicht so genau, was wir da eigentlich glauben und was das nun alles heißt.“ Sondern dass sie da souverän und authentisch sagen können: „Ah – gut, dass Du fragst, das ist sehr interessant. Wir kommen ja aus einer alten Tradition, vieles davon finde ich sehr einleuchtend und toll, ihr Menschenbild, die Grundüberzeugung, dass man keine Angst vor dem Tod mehr haben muss, die christliche Freiheit, die bedeutet gleichzeitig jedem und niemandem untertan zu sein – aber einiges, da komm ich echt noch nicht dahinter: diese Wundergeschichte, und warum Gott nun irgendwie drei Personen sein soll...“ und so weiter.

Damit es dahin kommen kann, brauchen wir Räume und Erfahrungsmöglichkeiten – und ich nehme zumindest bei unseren Mitarbeitenden eine große Sehnsucht danach war. Wir haben, neben unseren seit Jahren stattfindenden Monatsandachten, vor zwei Jahren verpflichtende sogenannte Profilkurse bei uns eingeführt: Drei ganze Tage lang werden alle neuen Mitarbeitenden bei uns geschult mit genau diesem Ziel: Dass sie wissen, wer wir als

Institution und Organisation sind, was wir als „Kirche und Diakonie“ glauben – und sie sich dazu konstruktiv ins Verhältnis setzen können. Sprachfähig werden. Und die Mitarbeitenden sind alle – unabhängig von Religion und Herkunft, sehr dankbar dafür, dass wir versuchen zu erklären, wer wir eigentlich sind, und sie nicht einfach reinschubsen in ihre Arbeit bei der Diakonie. Wir sind dabei, einen „Diakoniekatechismus“ zu schreiben – der versucht zentrale Glaubensinhalte, wie z.B. Kreuz und Auferstehung, Rechtfertigung, Freiheit, das christliche Menschenbild, Nächstenliebe, Mission – in Beziehung zu setzen zur konkreten Arbeit: Was kann das jeweils und ganz konkret für uns heißen in unseren diakonischen Arbeitsfeldern und überhaupt: Was ist mit diesen mächtigen Begriffen eigentlich gemeint? Was meinen wir als Institution damit – und wie können sich die Mitarbeitenden dazu in Beziehung setzen, ohne vermeintlich „uns zu enttäuschen“ und gleichzeitig sich selbst treu zu bleiben? Wir haben eine Sommerakademie ins Leben gerufen, in der wir während der Sommerferien einmal in der Woche Impuls und Diskussion zu christlichen Kernthemen anbieten – und 10 % der Mitarbeitenden sind immer da. Wir haben eine Stelle für evangelische Profilentwicklung eingerichtet, die unsere Mitgliedseinrichtungen berät und begleitet bei der religiösen Alphabetisierung ihrer Einrichtungen und Mitarbeitenden.

Und: wir haben angefangen, allen unseren neuen Mitarbeitenden zu ihrem Dienstbeginn den Segen Gottes zuzusprechen – für sie und ihre Arbeit bei uns. Wir haben das natürlich lange uns ausführlich diskutiert: Ist es übergriffig, wenn wir z.B. muslimischen Mitarbeitenden den Segen des dreieinigen Gottes zusprechen – aber wir haben gesagt: uns ist das wichtig, es ist unsere DNA – und die Mitarbeitenden wissen schließlich, bei wem sie arbeiten und haben sich bewusst dafür entschieden. Und siehe da – unsere Erfahrung ist, dass das gerne angenommen wird und die Mitarbeitenden sich gestärkt fühlen.

Inklusion als Paradigma einer Vielfaltsgesellschaft bedeutet eben auch, dass ich selbst – genauso wie alle anderen – vorkomme und meine eigenen Überzeugungen und Glaubensinhalte fröhlich, selbst-bewusst, im wahrsten Sinne des Wortes, und frei einbringen darf. Und keine Angst haben muss vor Anderem, Fremden, Unbekannten. Und dann, wie selbstverständlich ganz im Gegenteil den Reichtum und den Schatz der Vielfalt annehmen kann.

Die Apg. deute ich so, dass sie einerseits unsere menschlichen Schwierigkeiten und Ängste im Umgang mit „Fremden“, „Heiden“ aufnimmt und auch ernst nimmt – aber noch einmal sehr deutlich herausstellt, dass es Gottes erklärter Wille ist, diese Ängste zu überwinden, sich nicht von ihnen bestimmen und leiten zu lassen, sondern „vergnügt, erlöst, befreit“ – wie Hans-Dieter Hüsck das so schön beschrieben hat – neugierig und grundsätzlich freudig und offen auf alle Menschen zu zugehen.

Auch wir als Kirche und Diakonie sollten nach meinem Dafürhalten – und zwar nicht nur, weil die Migrationsgesellschaft kommt bzw. so oder so schon da ist, sondern weil es unser ureigener innerer Auftrag ist, die Komfortzone der Mehrheitsgesellschaft bereit sein zu verlassen und nicht mehr eine Kirche sein, die die Eindeutigkeit und die Klarheit von Regeln und Ordnungen eigentlich höher schätzt als die Vielfalt und das Ausprobieren von Möglichkeiten. Damit meine ich nun wahrlich nicht Traditionslosigkeit und Anarchie – Rechtssicherheit und -klarheit sind, wie gesagt, ein sehr hohes Gut – aber ich meine schon, dass wir mehr wagen und ausprobieren könnten. Sei es in Fragen der Kirchenmitgliedschaft, sei es in lokalen Zusammenhängen einer örtlichen Parochie mit denen, die bei uns wohnen. Alles Volk eben. Und ich bin fest davon überzeugt, dass wir damit nicht zum Sargnagel der evangelischen

Kirche werden – sondern ganz im Gegenteil: klarer, mutiger und authentischer unseren konstruktiven Beitrag zur Gestaltung unserer Gesellschaft, neben und mit vielen Anderen, beitragen könnten. Vielleicht nicht mehr – aber eben auch nicht weniger...

Es gibt ja schon viele gute Erfahrungen – hier in Hamburg machen wir sie ja auch immer wieder. Unsere Bischöfin und viele andere sind da sehr engagiert – und in einigen Stadtteilen wie z.B. St. Georg können sie gar nicht mehr anders Kirche sein, als im interkulturellen Dialog. Wir haben in Hamburg den Religionsunterricht in öffentlichen Schulen „für alle“ – also keine Aufteilung zum Religionsunterricht nach Glaubensgruppen. Und viele Gemeinden, die ein Kirchenasyl hatten berichten sehr anschaulich von der Bereicherung, die sie durch die Begegnung erfahren haben.

Das alles ist wunderbar – aber viele interkulturelle Kontakte und Begegnungen entstehen gegenwärtig noch durch Engagement von Helfenden zu Bedürftigen, also in einer Bewegung von Gebenden zu Empfangenden: Die Kirchengemeinde, die Asyl gibt, die Räume für migrantische Christen zur Verfügung stellt, die sich für Flüchtlinge und anders diakonisch engagiert. Ich will das gar nicht schmähend – aber „inklusive“ Austausch auf Augenhöhe um unserer Selbst Willen auch in unseren Strukturen und Ordnungen, Kirchengemeinderäten und Synoden können und sollten wir noch viel mehr suchen. Und gerade vor Ort, gerade im Quartier, und gerade auch jenseits und neben von verbandlichen Ansprüchen und Gegebenheiten. (Und wenn wir wirklich Volkskirche sein wollen – dann sollte sich „das Volk“ auch in seiner Realität in unseren Gemeinden und Synoden abbilden ...)

Wie geht also Inklusion – Umgang mit Vielfalt? Vielleicht ganz einfach: Indem wir als Christen und Kirche das Evangelium ernst nehmen: Begegnung und Austausch suchen auch mit all denjenigen, die um uns sind und in dem Sinne mühselig und beladen sind, dass sie nicht die gleiche Teilhabe an Gesellschaft haben wie alle anderen. Dass wir suchen und schauen, wie wir helfen können, das zu ändern und sie (auch) zu ihrem Recht kommen – eben auch bezogen auf unsere Parallelgesellschaft Kirche. Und zwar ganz unserer Selbst bewusst, als geliebte Kinder Gottes, die es gar nicht nötig haben, sich selbst zu wichtig zu nehmen. Das mussten auch die Apostel und Brüder sich noch einmal von Gott sagen lassen: wenn sie es sich nicht hätten sagen lassen – dann wären wir heute wohl nicht hier.

Das ist oft nicht einfach, unbestritten, und führt oft zu Schwierigkeiten und Anstrengungen, die man ohne diese Fragen und Herausforderungen gar nicht hätte. Aber als Christinnen und Christen können und wollen wir uns dem ja nicht entziehen, weil wir ja wissen, dass wir unser eigenes Ich, unsere Identität, unser Sein, erst in der Begegnung mit Gott und mit dem Anderen finden können. Und weil wir darauf vertrauen, dass sich in der Begegnung mit Anderen Gott selbst zur Sprache bringt – gerade auch in der Beratung und der sozialen Arbeit.

Dorothee Sölle hat das, wie ich finde, wunderbar zusammengefasst: „Das Bild vom Leben spricht in schöner mystischer Übertreibung und zugleich durchaus realistisch von drei Qualitäten, die allen offenstehen:

- grenzenlos glücklich,
- absolut furchtlos,
- immer in Schwierigkeiten.⁶

⁶ Dorothee Sölle, *Mystik und Widerstand*, „Du stilles Geschrei“, München ⁴2001, S. 370.